

Rezeption

Vorwärts in die Vergangenheit, zurück in die Zukunft. Das europäische Denkmalschutzjahr 1975.

Kolloquium der Hochschule für bildende Künste Hamburg und des Kunstgeschichtlichen Seminars der Universität Hamburg vom 02. 09. bis 04. 09. 2005 im Warburg-Haus, Hamburg

von: Birte Pusback

Dreißig Jahre ist es nun schon her, da toste eine große Welle der Entrüstung durch das Land, als ins Bewusstsein drang, dass die Nachkriegszeit mehr an historischer Bausubstanz dem Neubau und der modernen Stadtentwicklung geopfert hatte als die Bomben des Zweiten Weltkrieges je hatten zerstören können. Die «Unwirtlichkeit der Städte» war ein Schlagwort jener Zeit, in der sich immer mehr Menschen in Bürgerinitiativen zusammen schlossen, um gegen den drohenden Verlust an identitätsstiftenden historischen Gebäuden und lieb gewonnenen Altstadtstrukturen lauthals und bunt zu protestieren.

Doch was ist von dem Jahr 1975, das in ganz Europa als Chiffre für den Beginn eines Umdenkens steht, heute geblieben? Ist es eine Last, weil die damalige Ausweitung des Denkmalbegriffes auf Unscheinbares, Unbedeutendes, nicht einmal Schönes und besonders Altes die heutige staatliche Denkmalpflege vor unlösbare Probleme stellt, die sich einer unbewältigbaren Menge von Denkmälern mit immer weniger Personal und stets knapper werdenden finanziellen Ressourcen gegenüber sieht? Ist es eine Lust, weil sich seit damals die Menschen für ihre gebaute Umwelt leidenschaftlich interessieren, weil sie auch heute noch für den Erhalt des Überkommenen kämpfen und ihn nicht bedenkenlos einem positivistischen Fortschrittsglauben opfern wollen?

Diesen Fragen gingen in einem Kolloquium der Hochschule für bildende Künste und des Kunstgeschichtlichen Seminars der Universität Hamburg sowohl Denkmalpfleger wie Ulrike Wendland als auch Architekten wie Horst von Bassewitz, Hinnerk Wehberg und Thomas Sieverts gemeinsam mit Volkskundler Gottfried Korff und ZEIT-Journalist Hanno Rauterberg nach. Zeitzeugen von damals trafen auf Fachleute von heute. Die einen – allen voran Hermann Hipp – stellten

sich selbstkritisch der Diskussion, ob die Geister, die sie selbst gerufen hatten, die heutige Denkmalpflege lähmt, weil sie sich – beinahe aus Verzweiflung – auf den Erlass hoheitlicher Verwaltungsakte beschränkt, statt in der Öffentlichkeit präsent zu sein und mitzumischen bei der Frage, wohin sich Städtebau und Architektur, Altbestand und Neubau in Zukunft entwickeln sollen. Die anderen, etwa die Berliner Architektin Petra Kahlfeldt, mussten den Beweis antreten, dass auch heute noch sorgsam mit historischer Bausubstanz umgegangen wird, dass es ansprechende architektonische Konzepte gibt für das Weiterbauen im Bestand und dass auch die staatliche Denkmalpflege kein Spaßverderber und Architekturverhinderer ist.

Den Reigen eröffnete Prof. Klaus Jan Philipp von der Hochschule für bildende Künste Hamburg mit eindrücklichen Text- und Bildbeispielen aus den 70er Jahren, die den Beginn der öffentlichen, vor allem von Bürgerinitiativen getragenen Auseinandersetzung um die Frage, wie künftig mit alter Bausubstanz umgegangen werden sollte, markierten. Mit Kriegsmetaphern und martialischer Sprache polemisierten die Gegner einer zu sorglosen, zu radikalen, aus ihrer Sicht völlig ungebremsten Abriss- und Neubauwelle, und beschworen dies mit Buchtiteln und Plakaten wie «Bauen als Umweltzerstörung» und «Unsere Städte in Gefahr» Die Schuldigen waren schnell ausgemacht: «Profitopolis» geisterte damals als Schreckgespenst umher.

Dr. Ulrike Wendland, seit kurzem Landesdenkmalpflegerin von Sachsen-Anhalt, schlug dann den Bogen von den 70er Jahren zur aktuellen Situation. Wie war es damals und was ist davon heute geblieben? Selbstbewusst, kämpferisch, kapitalismuskritisch – so sei man damals an die Sache herangegangen. Außerdem war es die Geburtsstunde der wissenschaftlichen Denkmalpflege und das Geld lag auf der Straße – wer Zuschüsse

haben wollte, musste nur ja sagen. Davon profitiere, so Wendland, die heutige Denkmalpflege noch immer. Sie sei in ihrer Disziplingeschichte auf höchstem Stand und habe seit den 70ern eine erhebliche Qualitätssteigerung in Bauforschung, Restaurierung und beim Bauen im Bestand erfahren. Dennoch stünde die heutige Denkmalpflege vor großen Problemen – nur schwer erfüllbare Investorenwünsche, schrumpfende Städte, mangelnde Finanzierung, «Verarmung» von traditionellen Denkmaleigentümern wie Kommunen, Kirchen und der Bahn. Einerseits sei der Zuspruch bei den jährlich stattfindenden Denkmaltagen enorm, das Interesse für Denkmäler also nach wie vor vorhanden. Andererseits leide die staatliche Denkmalpflege unter einem schlechten Image. Wendlands Forderung deshalb: Mehr Öffentlichkeitsarbeit, mehr Zusammenarbeit mit den Ehrenamtlichen, mehr Diskussion – auch und gerade intern.

Prof. Hermann Hipp, seiner Zeit selber Denkmalpfleger in Hamburg, nun Professor am kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg, spitzte die Krux der heutigen Denkmalpflege zu: «1975» sei eigentlich die Ursache für die jetzige Krise der staatlichen Denkmalpflege. Durch die Verlagerung der damals breit getragenen Denkmal- und Architekturbegeisterung auf die alleinige Zuständigkeit einer staatlichen Institution sei die heutige Denkmalpflege zwangsläufig völlig überlastet: Der Erweiterung des Denkmalbegriffes stand eine gesellschaftspolitische Verengung gegenüber. Und dies sei, so Hipp, ein typisch deutsches Phänomen. Während ganz Europa 1975 ein Jahr der (historischen) Architektur beging, verkürzte Deutschland dies auf das «Denkmalschutzjahr» und überantwortete das von diesem Impuls ausgehende denkmalpflegerische Handeln allein seinen Ämtern. Das bürgerschaftliche Engagement, das dieses Jahr getragen hatte, wurde seither ausgegrenzt. Wenn es sich zeigte – etwa in Form des öffentlichen Protestes gegen die radikale Überplanung des Hamburger Stadtteils St. Georg oder in Form einer Initiative zum Erhalt eines alten Fabrikgebäudes im Herzen des Stadtteils Ottensen – hatte es nach wie vor Erfolg, während die staatlichen Denkmalpflege nicht selten «hinterher springen» musste, um noch mitreden zu können. Hipps kritische Rückschau und seine ketzerische Frage, ob die staatliche Denkmalpflege nicht, wie von Dieter Hoffmann-Axthelm zur Diskussion gestellt, abgeschafft werden müsse, führte naturgemäß zu einer

hitzen und kontroversen Debatte, saßen doch zahlreiche (staatliche) Denkmalpfleger im Publikum.

Einen ganz anderen Blick wiederum eröffnete Prof. Dr. Thomas Topfstedt vom Institut für Kunstgeschichte der Universität Leipzig. Er beschrieb «1975» aus Sicht der DDR. Das offiziell begangene Denkmalschutzjahr habe in der DDR, so Topfstedt, keinen Widerhall gefunden, weil es als westeuropäisches Phänomen wahrgenommen worden sei. Vielmehr sei die DDR nach 1965 mit der Umgestaltung der historischen Kerngebiete von Klein- und Mittelstädten gemäß der Vision sozialistischer Städte beschäftigt gewesen, bei der die Stadtplaner die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges «genutzt», aber auch großflächig historische Bebauung abgerissen hätten. Nur einige wenige historische Relikte überstanden dies – und auch nur, wenn sie sich politisch korrekt im sozialistischen Sinne deuten ließen. Dennoch entwickelte sich auch hier nach und nach ein Bewusstsein für den stadtbilderhaltenden Umgang mit alter Substanz, wie die Erhaltungsbemühungen in der Kröpeliner Straße von Rostock zeigten. 1975 trat zudem ein Denkmalschutzgesetz in Kraft. Dennoch hatte das zwei Jahre zuvor beschlossene Wohnungsbauprogramm Priorität: Bis 1980 sollten im ersten Schritt dieses Programms schwerpunktartig neue Siedlungen angelegt werden, erst dann sollte mit der großflächigen Sanierung des Altbestandes begonnen werden. Neubauten – auch unmittelbar in Altstadtgebieten – erfolgten dabei fast ausschließlich in Plattenbauweise. Die wenigen akribisch erhaltenen Denkmäler standen nun wie Solitäre in diesem neuen Umfeld, zumal immer mehr Altbauten verfielen oder zugunsten von Plattenbauten abgerissen wurden. «Goldene Zeiten» für die Denkmalpflege, so Topfstedt, kamen erst mit der Wende. Nun war wieder Geld vorhanden und die Wertschätzung des Altbestandes stieg. Viele Altstädte seien seitdem wiederhergestellt worden. Das aktuelle Problem der schrumpfenden Städte wiederum böte gewissermaßen «endlich» die Gelegenheit, die sozialistischen «Bausünden» abzureißen.

Nach dem Abendvortrag von Prof. Dr. Gottfried Korff, der als Volkskundler die «Denkmalisierung» als Phänomen thematisierte, hatten am nächsten Tag des Kolloquiums die Architekten das Wort. Horst von Bassewitz, der sich viel mit dem Bauen im Bestand beschäftigt hat und als «Zeitzeuge» der Architektenschaft von 1975 geladen war, konstatierte für die Zeit

dreißig Jahre danach eine große Ernüchterung, Ratlosigkeit und gar Enttäuschung gegenüber der zeitgenössischen Architektur. Hinzukäme, so von Bassewitz, diese «Alles ist machbar»-Grundhaltung, die glauben mache, jede verschwundene Architektur könne frisch und schön wiedererstehen. Jede Stadt habe ein Recht auf ihr eigenes Gesicht, nur sei das heutzutage stark geliftet und geschminkt. Gute, prämierte Architektur der Nachkriegsgeschichte würde bedenkenlos abgerissen, weil sie nicht wertgeschätzt würde und die Vorstellung herrsche, Architektur sei wie eine Partitur, die man immer wiederholen könne. «Wo sind unsere Schlösser von heute?», fragte von Bassewitz, um das Dilemma aufzuzeigen, dass heute zu viel Architektur mit trivialem Inhalt produziert würde. Nur 30 von 96 deutschsprachigen Hochschulen lehrten «Bauen im Bestand». Das könne nicht ohne Auswirkungen bleiben – «schlechte» Beispiele gebe es ja schon jetzt genug.

Gute zum Glück jedoch auch. Der Landschaftsarchitekt Hinnerk Wehberg zeigte einige aus seinem eigenen Schaffen und demonstrierte dabei ein hohes Maß an Sensibilität für die je eigene Geschichte und Besonderheit eines Ortes, für den er ein Gestaltungskonzept erarbeitet. Wenn, historisch gesehen, das Charakteristikum des Platzes der Einheit in Potsdam das Absacken des Untergrundes sei, frage er sich als Landschaftsarchitekt, wie dies in eine neue Gestaltung einbezogen und mit zeitgenössischen Mitteln ausgedrückt werden könne. Bei aller Sensibilität der Historie gegenüber dürfe allerdings, so Wehberg aus eigener, leidvoller Erfahrung, nicht unterschätzt werden, wie stark sich manche Bewohner mit bestimmten Orten identifizierten und wie heftig eine Reaktion ausfallen könne, wenn liebgelebte Bäume – weil sie, historisch betrachtet, dort nichts verloren haben – abgesägt werden oder ein Rhododendrongarten, an dem viele lokalgeschichtliche Erinnerungen hängen, überplant werden soll. Wehbergs Fazit: Wenn's so aussieht, wie es immer ausgesehen hat, wenn also die Eingriffe bei der Neugestaltung sich so in den gewachsenen Bestand einpassen, dass sie nicht ins Auge springen, sagen die Leute: «Wunderbar!»

Petra Kahlfeldt, als Vertreterin der heutigen Architektengeneration geladen, zeigte ebenfalls Beispiele aus ihrer praktischen Arbeit. Sie beschäftigt sich in ihrem Berliner Büro gemeinsam mit ihrem Mann Paul Kahlfeldt seit Jahren mit dem Thema Weiterbauen im

Bestand. Gerade denkmalgeschützte Bauten der 60er Jahre haben es ihr offenkundig angetan. Sie stellen eine besondere Herausforderung dar, seien sie doch architektonisch sehr qualitativ, aber ihre Veralterungsgeschwindigkeit zugleich enorm. Da müsse ein Ausgleich gefunden werden zwischen den Anforderungen heutiger Nutzer und dem Wunsch nach bestmöglichem Erhalt. Beim Salamander-Haus in Berlin fielen etwa die Wendeflügel Fenster der Umgestaltung zum Opfer, obwohl sie ein wichtiges Charakteristikum der Architektur dieser Zeit darstellen, weil sie sich als unpraktisch erwiesen hatten und dem Erscheinungsbild der Fassadengliederung Priorität zugestanden worden war. Der – aus heutiger Architektinnensicht ungeeignete – Naturstein hingegen wurde erneuert, um den Gesamteindruck des Gebäudes in seinem ursprünglichen Charakter wiederherzustellen. Kahlfeldts Credo laute dabei stets, dass Alt und Neu optisch nicht getrennt werden dürfe, dass die Sichtbarmachung der Schichten – ein altes Gebot der Denkmalpflege – «unarchitektonisch» sei, weil sie die Gesamtheit eines Gebäudes zerstöre. Ihr Vorgehen besteht also darin, sich sehr sorgsam mit den denkmalgeschützten Gebäuden auseinander zu setzen, die Anforderungen der heutigen Nutzer sehr gründlich zu prüfen und gegebenenfalls nur punktuell in den Bestand einzugreifen, um ein Höchstmaß an Effekt zu erzielen, ohne den Gesamteindruck zu zerstören. Dies geschehe allerdings wohl wissend, dass man sich im Zweifelsfall nur für das Eine und damit ausdrücklich und unwiederbringlich gegen das Andere entscheiden könne. Wo da der Platz für die Denkmalpflege sei, könnte man fragen. Für die Verhandlungen mit den Investoren nutze sie, so Kahlfeldt, den staatlichen Denkmalschutz allenfalls als Drohkulisse («Das kriege ich beim Denkmalpfleger nie durch!»), wenn sie dem Bauherrn etwas ausreden wolle. Ansonsten habe sie mit Denkmalpflegern wenig zu tun. Und das, man stelle es sich vor, bei der Umgestaltung denkmalgeschützter Bauten!

Hanno Rauterberg, Journalist der ZEIT, fasste die Ergebnisse des Kolloquiums «Das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 und die Folgen» entsprechend scharfzüngig und geistreich zusammen. Er konstatierte einen gewissen «Schüttelfrost» bei einigen, die auf das Jahr 1975 zurückblickten. Die Bilanz sei in der Tat durchaus ambivalent: Einerseits sei ein Statusgewinn für die Denkmalpflege zu verzeichnen. Als Folge von 1975 gäbe es zudem neue Verbündete, neue Energien,

die Alltäglichwerdung der Denkmäler, die Erweiterung des Denkmalbegriffs und die Popularisierung der Denkmalpflege. Andererseits herrsche mittlerweile ein «inflationiertes Gestern», die Denkmalpflege leide unter ihren eigenen Erfolgen. Popularisierung, Medialisierung und Ideologisierung seien die Spätschäden von 1975. Nur das Eventartige, Beworbene, Einzigartige habe Chancen, beachtet zu werden. Denn wenn alles ein Denkmal sei, sei eigentlich nichts mehr ein Denkmal. Und wenn alles nur medial vermittelbar sei, mindere dies das Authentische. Die «Ideologisierung» der Denkmalpflege in den 70er Jahren habe zudem, so Rauterberg, die Vorstellung zur Folge gehabt, das Heute sei das bessere Gestern. Galt damals das Denkmal als «Lebensmittel» und war eine Gesellschaft nur dann eine gute Gesellschaft, wenn sie viele Denkmäler hatte, führte das glaubensbekenntnishafte Motto «Zukunft braucht Vergangenheit» zu einem heute vielfach beklagten Mangel an Zukunftsvisionen. Heute würden lieber Schinkel-Bauten «verbessert» und das Berliner Schloss wieder aufgebaut – allein, weil man Ulbricht doch nicht das letzte Wort lassen dürfe – statt zeitgenössische Architektur zu wagen. Die Denkmalpflege müsse gerade in diesem Kontext eine Neubestimmung ihrer Rolle vornehmen, mitten im Mainstream und doch «anstößig» genug, um ein Nachdenken über Denkmäler anzuregen. Schließlich gelte: Jede Zeit suche sich die Denkmalpflege, die sie braucht.

Und was wir heute brauchen, sollten wir uns tunlichst überlegen.

Tagungsverlauf

Freitag, 2.9.2005

Begrüßung durch die Kultursenatorin Karin von Welck und im Namen des Warburg-Hauses, Hamburg, durch Martin Warnke.

Einführung

Klaus Jan Philipp: Programme und Manifeste einer Erfolgsgeschichte – Architektur und Denkmalpflege um 1975

Ulrike Wendland: «In die Ecke Besen! Besen! Seids gewesen!» Ist 2005 die Erfolgsgeschichte der Denkmalpflege zu Ende?

Standpunkte der Denkmalpflege

Hermann Hipp: 1975 waren wir unserer Sache ganz sicher! Auch eine «große Erzählung»...

Thomas Topfstedt: Enttäuschte Erwartungen. Stadt-denkmalpflege und Baupolitik in der DDR während der 1970er und 1980er Jahre.

Abendvortrag

Gottfried Korff: «Denkmalisierung» oder: Über das Verschwinden der Vergangenheit.

Samstag, 3.9.2005

Standpunkte der Architektur und Stadtplanung

Horst von Bassewitz: Sehnsucht nach dem alten Bild?

Hinnerk Wehberg: Raum als Denk-«Mal»

Thomas Sieverts: Der Bundeswettbewerb «Stadtgestalt und Denkmalschutz im Städtebau» (1977-1979) – ein Stück Baukultur in Folge des Europäischen Denkmalschutzjahres

Standpunkte heute

Ulrich Kerkhoff: Out of Eisenheim – oder: Das kommt davon

Petra Kahlfeldt: In Denkmälern weiterbauen: Kohärenz statt Kontrast

1975 und die Folgen

Bernd Euler: Der «Stimmungswert» im spätmodernen Denkmalkultur – Alois Riegl und die Folgen

Hanno Rauterberg: Denkmalpflege in Zeiten architektonischer Reproduzierbarkeit. Die Spätschäden von 1975.

Sonntag, 4.9.2005

Exkursion durch Speicherstadt und Hafencity in Kooperation mit dem Denkmalschutzamt Hamburg.

Autorin

Geboren am 24.4.1972 in Hamburg; Studium der Kunstgeschichte, Pädagogik und Journalistik an der Universität Hamburg; Dissertation zum Thema «Die Stadt als Heimat.» Die Danziger Denkmalpflege im Kontext der Altstadtwiederherstellungen zwischen 1933 und 1939.

Titel

«Vorwärts in die Vergangenheit, zurück in die Zukunft. Das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 und die Folgen.» Kolloquium der Hochschule für bildende Künste Hamburg und des Kunstgeschichtlichen Seminars der Universität Hamburg vom 02. 09. bis 04. 09. 2005 im Warburg-Haus, Hamburg, Rezensentin: Birte Pusback, in: kunsttexte.de, Nr. 1, 2006 (5 Seiten), www.kunsttexte.de.